

Paulus Hochgatterer

Angela Lehner: Vater unser

(Laudatio zum Alpha-Literaturpreis, Wien, 30/10/2019)

Sehr geehrte Damen und Herrn,
liebe Festgäste!

Es gibt Situationen im Leben, da empfiehlt es sich auch für im Prinzip selbstsichere Menschen, eine externe Beratung in Anspruch zu nehmen. Zum Beispiel, wenn man als Juryvorsitzender einen Roman loben soll, der in einem psychiatrischen Krankenhaus spielt, man selbst Psychiater ist und Romane schreibt und den Anschein von Parteilichkeit vermeiden möchte. Mein Coach für solche Fälle kommt ursprünglich vom Theater und ist daher Experte für Verstellung und Manipulationen aller Art. Überhaupt ist er in der Regel nicht so leicht zu beeindrucken. In meinem Fall ging die Sache zirka so: „Eine Laudatio über einen Roman, der in der Psychiatrie spielt – na und?“, fragte er, „es wird ja nicht zufällig genau das Spital sein, in dem du arbeitest.“ Ich schüttelte langsam den Kopf. „Jetzt nicht mehr“, sagte ich. Er zog eine Augenbraue hoch. „Wie lange ist es her?“, fragte er. Ich überlegte. „Ewig“, sagte ich schließlich. Ewig sei gut, sagte er, in Wahrheit interessiere das sowieso niemanden. „Hauptsache, deine Romane erscheinen nicht im selben Verlag wie das Preisträgerbuch.“ Ich schaute irgendwohin. „Im selben nicht“, sagte ich. Ein Anflug von Sorge stieg in sein Gesicht. Es gebe Verlage, die seien gewissermaßen Geschwister, erklärte ich, und Geschwister könnten auch nichts dafür, dass sie dieselben Eltern hätten. Außerdem gehe es in dem Buch um Bruder und Schwester, daher sei da eine gewisse Kongruenz gegeben. Jetzt fixierte er mich. Ob da eventuell noch etwas sei, was er besser wissen sollte. „Es ist die zweite Preisträgerin mit Nachnahmen ‚Lehner‘ innerhalb von drei Jahren“, sagte ich. Er atmete erleichtert aus. Daraus könne mir nun wirklich niemand einen Strick drehen. „Nein“, sagte ich, „wirklich nicht.“ Dann lachte ich hysterisch. Vom Mädchennamen meiner Mutter sagte ich nichts.

Zu dieser Konstellation – ein schreibender Psychiater mit problematischen biographischen Zusatzfeatures spricht über ein Buch, das von der Psychiatrie erzählt – könnte einem Gilles Deleuzes Konzept vom kartographischen Weltbezug einfallen, unsere narrativen und poetologischen

Landkarten, die einander begegnen, berühren und überlappen. Darüber könnte ich reden, wie im Vorjahr anlässlich Iris Wolffs Roman „So tun, als ob es regnet“. Ich würde mich wiederholen, wäre damit einerseits erneut kongruent, besitzt doch Wiederholung, das Wiederaufgreifen von Motiven, in dem Roman, um den es heute geht, ohne Zweifel eine gewisse Bedeutung. Andererseits – wer hört sich schon gern Wiederholungen an?! Also doch etwas ganz anderes.

Folgende Geschichte werden manche von Ihnen kennen. Überliefert hat sie uns der Künstlerbiograf Giorgio Vasari.

Im Jahr 1303 schickte der frisch gewählte Papst Benedikt XI., beseelt von der Absicht, Rom noch prunkvoller zu machen, als es ohnehin schon war, einen Talentescout durch die italienischen Fürstentümer, um die hervorragendsten Künstler des Landes zwecks Auftragserteilung ausfindig zu machen. In Florenz, so hieß es unter anderem, arbeite ein junger Mann namens Giotto di Bondone, der drauf und dran sei, die Größten der Zeit, unter anderem seinen eigenen Lehrer Cimabue, zu überflügeln. Der päpstliche Gesandte (zit. Vasari)

trat eines Morgens in die Werkstatt Giottos, der eben an der Arbeit war, und eröffnete ihm den Willen des Papstes. Am Schluss bat er ihn, etwas zu zeichnen, was er seiner Heiligkeit als Probe seiner Kunst mitnehmen könne. Giotto, der sehr höflich war, nahm ein Skizzenblatt und einen Pinsel mit roter Farbe, legte den Arm fest an die Seite und zog, indem er nur die Hand bewegte, einen Kreis, so scharf und genau, dass es einen in Erstaunen versetzen musste. Dann verbeugte er sich und sagte: „Da habt Ihr Eure Zeichnung.“ Der Gesandte erschrak und fragte: „Ist das alles?“ „Das ist fast schon zu viel“, antwortete Giotto.

Der Gesandte ging weg und fühlte sich gefoppt. Als er dem Papst die Zeichnungen aller Künstler vorlegte, bei denen er gewesen war, und die Geschichte erzählte, wie Giotto den Kreis gezogen hatte, ohne Zirkel und ohne den Arm zu bewegen, ahnte derselbe sofort, wie weit Giotto die anderen in Wahrheit übertraf.

Substantiell wurde aus dieser Sache leider nichts, denn der mögliche Auftraggeber, Benedikt XI., starb einige Monate später an der Ruhr. Poetologisch wurde daraus eine Geschichte, die deswegen bis heute erzählt wird, weil sie auf den Punkt bringt, was uns der italienische Philosoph Giorgio Agamben in seinem Aufsatz „Was ist der Schöpfungsakt?“ als das Wesen künstlerischen Schaffens vor Augen führt: In Ableitung aus der Poetik des Aristoteles beschreibt Agamben den Schöpfungsakt als einen Vorgang, der aus zwei Dingen besteht, aus dem Vorhandensein einer Fähigkeit, einer Begabung (Aristoteles nennt sie *dynamis*) und aus einem Tun, einer konkreten Handlung (*energeia* laut Aristoteles). Zwischen

Fähigkeit und konkretem Akt herrscht eine Spannung, eine Ambivalenz, die ihre Substanz in Wahrheit aus der Möglichkeit der Nicht-Aktualisierung bezieht. Künstlerische Potenz ist manchmal Umsetzung und manchmal der Verzicht darauf. Der schöpferische Akt geschieht dort, wo die Möglichkeit der Nicht-Umsetzung mit einbezogen wird. Das klingt sophistisch, ist aber genau das, was exakt zur gleichen Zeit, als Giotto seinen schlichten Kreis zog, Dante Alighieri in einem Vers über den Kern dichterischer Schöpfung bildhaft machte: „l’artista/ ch’a l’abito de l’arte ha man che trema“. *Dem Künstler, der die Kunst beherrscht, zittert die Hand.*

Verzicht und das Zittern der Hand des Künstlers. Über diese Dinge ist zu reden, denke ich, wenn über Angela Lehnrs Roman *Vater unser* gesprochen werden soll.

Man hat mir die Hände auf dem Rücken verbunden. Das ist der erste Satz der Geschichte, gesprochen aus der Perspektive von Eva Gruber, einer jungen Frau, die in einem Polizeiauto aus Kärnten ins Wiener Otto Wagner Spital gebracht werden soll.

Man hat mir die Hände auf dem Rücken verbunden. Ein Satz, der in Anlehnung an die Poetologie des kartographischen Weltbezugs von Gilles Deleuze mühelos die Verbindung zur Geschichte von Giottos rotem Kreis wie auch zum zitierten Vers Dantes herstellt. Der am Körper fixierte Arm Giottos. Dantes Künstlerhand, die zittert. Die Hände einer jungen Frau, die ihr auf dem Rücken verbunden sind. Narrative Figuren berühren einander, Formeln, die sowohl das Motiv der Selbstbeschränkung wie auch jenes der Mehrdeutigkeit, des Kippens und Changierens, markieren. Man hat mir die Hände verbunden. Mit Handschellen? Mit einem Kabelbinder? Oder doch mit einem Pflaster oder einer Mullbinde?

Man hat mir die Hände auf dem Rücken verbunden. Ein Satz schließlich, der in maximaler Sparsamkeit ankündigt, wovon in dem Buch die Rede sein wird, von Fesselung und Befreiung, von Macht und Ohnmacht, von Verletzungen und dem Versuch, sie wieder heil zu machen.

Eine junge Frau wird in die Psychiatrie gebracht. Ihr Bruder ist schon dort. Die Mutter der beiden kommt auf Besuch. Ein Arzt versucht sich zu kümmern. Der Vater fehlt, das ist nicht gut. Es entsteht der Plan, wegzugehen, um ihn aufzusuchen. Der Plan gelingt, irgendwie. So geht die Geschichte.

Vater unser ist ein Roman wie ein einfacher roter Kreis, zugleich wie die zitternde Hand des Künstlers. Es ist ein Roman, der konsequent beides zeigt, den Willen zur Reduktion, zum Verzicht auf Aufgeblähtes, Grelles, Naheliegendes, allzu Offensichtliches, und das Wissen um die Notwendigkeit von Ambiguität, Unentschiedenheit, Zweifel und vom offenen Ende, weil es in der Rätselhaftigkeit des Lebens in Wahrheit nur ein

offenes Ende gibt. Angela Lehner selbst würde wahrscheinlich sagen, es sei ein Buch über die Unzuverlässigkeit des Erzählens. Davon kann allerdings nur schreiben, wer es zuverlässig kann – erzählen. Angela Lehner kann es. *Vater unser* ist ein erstaunlich souveränes und reifes Buch, ein Buch, von dem man eher nicht vermuten würde, dass es sich um ein Debut handelt. Trotzdem ist es eins. Behauptet zumindest die Autorin. Ihre Protagonistin lügt allerdings manchmal.

Was vermutlich nicht gelogen ist und man den spärlichen Zeugnissen, die man findet, schon glauben kann: Angela Lehner wurde 1987 in Klagenfurt geboren und wuchs in Osttirol auf. Sie studierte vergleichende Literaturwissenschaft in Wien, Maynooth bei Dublin und Erlangen, besuchte die Bayerische Akademie des Schreibens, die Prosawerkstatt des Literarischen Colloquiums Berlin und den Häschenkurs in Klagenfurt. Schreiben konnte sie wahrscheinlich schon vorher. Gegenwärtig lebt die Autorin in Berlin. Sie bezeichnet sich selbst als zur Pedanterie neigend und als analyseaffin. Dem Buch, um das es heute geht, hat beides nicht geschadet, ganz im Gegenteil.

Vater unser ist ein Buch, in dem die Genauigkeit der Autorin und ihr profundes Wissen um den Hintergrund der Figuren und Ereignisse – ihre Pedanterie und ihre Analyseneigung also – dazu führen, dass man sich in ihm sehr bald so aufgehoben und sicher fühlt, wie es typisch ist für Bücher, die klüger sind als man selbst. Einerseits. Andererseits verspürt man, hat man die Geschichte zu Ende gelesen, sofort den Drang, sich jenen Dingen, die man wahrgenommen, aber noch nicht vollends begriffen hat, auf die Spur zu begeben. Den kleinen Altären mit Spitzendeckchen und Jörg Haider-Porträts, den VW Polos, weiß oder schwarz, den Stricken, die an die Decke geknüpft sind, den Mäusemündern, vor denen die Hände gefaltet werden. Man blättert nach, man beginnt vielleicht von vorn. Einem Roman kann Schlimmeres passieren.

Vater unser ist ein Roman über die Psychiatrie, keine Frage, über die Insignien ihrer Macht und über ihre Hilflosigkeit, über Mauern, Schlüssel Krankenzimmer und Anstaltsregeln. Es ist ein Roman über Außenaktivitäten, Beschäftigungsgruppen und Therapiegespräche, über hilfreiche Krankenschwestern und überforderte Ärzte, über Mitpatientinnen mit großen Ohren und über Fußpflegerinnen, die einen VW Polo fahren, einen schwarzen, wohlgemerkt. *Es ist mir ernst mit der Psyche, das sollen die Leute bemerken*, sagt die Protagonistin an einer Stelle, *sie sollen bemerken, dass ich mich bemühe*. Dann begibt sie sich in die Musiktherapie und singt „Nessun dorma“. Es ist ihr eben ernst mit der Psyche.

Vater unser ist ein Roman über psychische Funktionen und psychische Primärbedürfnisse, über Aufmerksamkeit, Erinnerung und Affekt, über die

Klarheit des Denkens und über die Hitze der Wut. Es ist ein Roman über Identität und Beziehung, über die Unsicherheit, aus der man manchmal „Ich“ sagt, und über die Sehnsucht nach Berührung. Ein wenig ist es auch ein Buch über Sex. Das klingt dann so. Eva spricht mit Korb, dem Psychiater. Eva:

„Immer nur ficken. An was anderes denken die Leute gar nicht mehr. Sagen Sie mal Korb, was glauben Sie: Was treiben die Pfarrer in der Kirche heutzutage mit den Ministranten, wenn die Eltern nicht dabei sind. Hm?“

„Was?“, sagte Korb.

„Na, was machen der Pfarrer und der Ministrant?“, sag ich, „So alleine in der Sakristei?“

Ich hebe abwartend die Augenbrauen. Korb schüttelt den Kopf.

„Na, beten natürlich“, sag ich und reiße die Hände in die Luft.

Beten. Ein wenig ist *Vater unser* ein Roman über Religion; über die Kirche und über Pfarrer; über solche, die VW Polo fahren, weiße, wohlgeerntet, und über solche, die Kinder schlagen. Es ist ein Roman darüber, wie man jemand anderem ein Gebet beibringt, und wenn man Pathos nicht scheut, könnte man behaupten, die Geschichte sei selbst eine Art Gebet. Heißt ja auch so – *Vater unser*. Ein Vater unser für jemanden, den man gern noch angetroffen hätte, der aber schon tot ist. Vielleicht ist das so, vielleicht aber auch nicht. Die Unzuverlässigkeit des Erzählens – wir erinnern uns.

So oder so, in jedem Fall ist *Vater unser* ein Roman über Familie, über das große Elend und das kleine Glück, die man in ihr erfahren kann. Es ist ein Roman über eine Mutter, die versucht, Haltung zu bewahren, über einen Vater, der getrunken hat und gegangen ist, über einen Bruder, der demnächst verhungern wird und immer noch nicht weiß, ob er gerettet werden möchte oder nicht, und schließlich über Eva, die Schwester. Sie erinnert sich an früher, an die Ankunft des Bruders, daran, wie der Geburtstag der Mutter vergessen wurde und sie mit dem Vater in einem Biker-Lokal Schnitzel aß, und an den Tag, an dem sie das Puch-Maxi stahl und Rapid ein Spiel gewann. Sie rettet den Bruder, indem sie ihn füttert. Indem sie sich ihre Familie herbeierzählt, rettet sie sich selbst. Vielleicht.

Apropos herbeierzählen. Apropos Familie, Geschwister. An dieser Stelle kommt immer die Sache mit der Intertextualität. Manche von Ihnen kennen das schon. Intertextualität. Kein literarischer Text steht allein, jeder sucht sich seine Nachbarschaft. Dass im Bemühen, *Vater unser* literarisch einzuordnen, Thomas Bernhard genannt wird, verwundert niemanden. *Wittgensteins Neffe* spielt dort, wo *Vater unser* auch spielt – damals hieß die Anstalt noch Steinhof – und in *Ritter, Dene, Voss* ist zumindest ständig davon die Rede. *Riven Rock* kann einem einfallen, Tom Coraghessan Boyles

großer Roman über den Versuch, den außer Tritt geratenen menschlichen Geist mittels einer sehr einfachen, beziehungsorientierten Psychiatrie einzuhegen. Manche Leute mögen bei der Lektüre von *Vater unser* vielleicht auch an *Shutter Island* denken, an Martin Scorseses brachialenigmatischen Film über die Zone zwischen Realität und Psychose. Die haben dann allerdings etwas missverstanden.

Ein benachbartes Buch gibt es noch. Es hat mit dem Geburtsort der Autorin zu tun.

Am 24. Oktober 1935 lässt sich eine zwanzigjährige junge Frau nach einem Suizidversuch mit Tabletten freiwillig in der Landes-Irrenanstalt in Klagenfurt aufnehmen und verbleibt dort für sechs Wochen. Sie trägt den Namen Christine Thonhauser. Im Jahr 1946 schreibt sie ihre Erlebnisse aus der Psychiatrie auf. Da nennt sie sich schon Christine Lavant. Christine Lavant wird die neben Ingeborg Bachmann wichtigste Schriftstellerin Kärntens. 1970 erhält sie den Großen Österreichischen Staatspreis für Literatur. Ihre *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* werden zu ihren Lebzeiten nie veröffentlicht. Über Psychiatrie zu schreiben scheint 1950 noch gefährlich gewesen zu sein.

Ich hatte wieder einen Weinkrampf. Da die Visite eben durchging, bekam ich meine Tröstung (...) aus erster (...) Hand. Der Herr Primarius sagte: „Aber Fräulein, was denn, was denn?“, (...) die Oberschwester: „Meine Liebe, nehmen Sie sich gefälligst zusammen, Sie sind ja nicht allein hier.“ ... Schwester Minna berichtete: „Wir mussten die Dorninger in die Zwangsjacke geben, vielleicht ist das dem Fräulein so zu Herzen gegangen?“ „Ja, Himmel, daran müssen Sie sich schon gewöhnen“, sagte der Herr Primarius.

Das ist ein Ton, der einem bekannt vorkommt, und das ist eine Nachbarschaft, derer man sich nicht zu schämen braucht, denke ich.

Lesen Sie bei Gelegenheit vielleicht Christine Lavants *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus*, meine Damen und Herren, lesen Sie aber vor allem Angela Lehnrs *Vater unser*.

Vater unser ist ein Roman, der in einer schlichten, treffsicheren Sprache von den wirklich komplizierten und schwer fassbaren Dingen erzählt, von Beziehung und von Verlust. Es ist ein Roman, der auf Raunen und Getöse verzichtet und genau dadurch das hören lässt, was seit jeher Grundton von Literatur war, das Lachen und den Schmerz.

Lassen Sie sich ein auf dieses wunderbare Buch, meine Damen und Herren! Es hat diesen Preis ohne Zweifel verdient.

Liebe Angela Lehner, im Namen der gesamten Jury darf ich Ihnen zum Alpha 2019 ganz herzlich gratulieren!